

Rainer Kohlmayer, Mainz-Germersheim

Das Theater der Übersetzer

In: Wolfgang Pöckl (Hrsg.) (2004): Übersetzungswissenschaft, Dolmetschwissenschaft. Wege in eine neue Disziplin. Wien: Edition Präsenz, S. 189-196.

Als Klaus Birkenhauer Anfang der 1980er Jahre in Germersheim einen Vortrag hielt, begann er ihn mit einem Spruch, der an Birkenauers Wirkungsstätte in Straelen wohl gang und gäbe war, für mich aber noch den Reiz des Neuen hatte und mir damals wie heute weniger arrogant, als vielmehr geradezu philosophisch vorkam: „Bei wem es zum Schriftsteller nicht reicht, der wird Übersetzer; und bei wem es zum Übersetzer nicht reicht, der wird Übersetzungswissenschaftler“. Der ins Schwarze treffende (Lichtenberg-Nestroy-Nietzsche-Wittgensteinsche) Gedanke darin ist, dass Schriftstellerei, Übersetzen, Theoretisieren drei Etagen der Existenz und drei Ebenen von Sprachspielen darstellen, auf denen man sich immer weiter von den Unkosten der eigenen sinnlichen und körperlichen Erfahrung entfernen darf und muss. Das existentielle Risiko schrumpft, wenn man die Bühnenbretter der eigenen Erfahrungen und Engagements auf der Feuerleiter nach oben, in Richtung Leserlebnisse oder gar Forschungsberichte verlassen kann. Die Lebenspraxis wird gemüthlicher, die Lebensplanung vorhersehbarer. Der Tropfen Gift in diesem Witzwort ist aber vermutlich die unausgesprochene Tatsache, dass bei diesem Weg in die Abstraktion der Wert der sinnlich-körperlichen Erfahrung und Gefühlsbeteiligung, also das Fundament und der Mutterboden der gesamten dreigeschoßigen Bildungsanlage, *abgewertet* wird oder ganz in Vergessenheit gerät. Die Muse der Reduktion von Komplexität belohnt immer nur die Abstraktionsbereiten. Martin Walsers *Tod eines Kritikers* (2002) handelt übrigens, wenn auch bezogen auf den Rahmen des literarisch-medialen Sprachspiels, weitgehend von dieser Abwertung der Lebenserfahrung, was meines Wissens in der öffentlichen Auseinandersetzung über dieses Buch von den theoretischen Textverwertern nicht wahrgenommen wurde. Wer theoretisch oben sitzt und vom Dachkämmerchen oder der Dachterrasse der Übersetzungsforschung aus nach einer zeitgemäßen Übersetzungstheorie Ausschau hält, braucht dazu keine Lese- oder Lebens-Erlebnisse, sondern eine einfache Perspektive, die sich von den einfachen Ideen anderer durch eine *Unique Selling Proposition* deutlich unterscheidet. Man wähle z. B. ein Sprachmodell oder ein Textmodell oder ein Kommunikationsmodell oder ein Rezipientenmodell oder ein Handlungsmodell oder ein Hirnmodell oder ein Gendermodell oder ein biologisches Modell usw.; oder man setze auf den erstbesten Paradigmenwechsel, der zweifellos demnächst von der amerikanischen Ost- oder Westküste aus seinen Siegeszug in Richtung Europa antritt. Wer immer nur das Ganze sehen will, ist selbst dran schuld, wenn er nie etwas Ganzes vorlegen kann.

Birkenhauers bissiger Scherz passte gut in meine satirische Sicht der Dinge, wie sie sich mir in den 1970er und 1980er Jahren, als ich allmählich ernsthafter in die Übersetzerei und das Reflektieren darüber hineinglitt, darstellten. Ich las damals sprach- und übersetzungswissenschaftliche Bücher, die in grauem Bürokratendeutsch geschrieben waren oder mickrige Ideen auf byzantinische Art präsentierten. Und dieser forsche Zug der vorgeblich jungen Wissenschaft stört mich auch heute noch gelegentlich. Zum Beispiel wenn Translationsexperten im Brustton der Überzeugung über im Gehirn ablaufende Prozesse sprechen, als wüssten wir Übersetzungsforscher darüber besser Bescheid als über Sprache und Stil; wenn Übersetzungswissenschaftler ihre Behauptungen durch die Berufung auf die Funktion oder die Adressaten immunisieren, als könnten sie sich auch nur auf eine einzige empirische Untersuchung stützen; wenn Übersetzungswissenschaftler von *meta-narrativen Gedankenstrichen* in einem literarischen Text sprechen, ohne sich vorstellen zu können, weshalb der Autor ein deutliches Signal setzt, damit die sprechende Figur oder die Erzählerstimme an dieser Stelle eine Pause macht. Es ist vermutlich einfacher, eine neue Theoriwolke zu konstruieren, als eine neue Shakespeare- oder Molière-Übersetzung zu machen (ganz davon zu schweigen, dergleichen selber schreiben zu wollen). Ich habe in meinem Leben nie härter gearbeitet als bei der Vers-Übersetzung von Molières *Menschenfeind*. Die wochenlange angestrengteste Konzentration, die man dafür aufbringen muss, wenn man sowohl zeilengenau als auch satzgenau als auch figurengetreu als auch in natürlicher, dramatischer Gegenwartssprache und in gereimten Versen übersetzen will, ist nur motiviert durch die *Bewunderung des Originals* und den *Anspruch an das eigene Niveau*. Wer diesen Anspruch nicht hat oder sich davon befreien möchte, kann sich bei verschiedenen Gegenwarts-Theoretikern und –Didaktikern Rat holen, die *translation light* anbieten. Als ich im Oktober 1967 in Germersheim in den Übersetzungsunterricht einstieg, hatte ich zwar schon beträchtliche Übersetzungserfahrungen hinter mir, aber von Übersetzungstheorie nur eine leise Ahnung. Meine ersten Lebenserfahrungen mit der Notwendigkeit des Übersetzens waren eher schmerzlich. Eines der düstersten Bilder aus meiner Kindheit ist, wie ein fremdsprachiger Soldat, vermutlich 1945, vermutlich beschwipst in unserem Hausflur steht und mit einer Waffe herumfuchtelt, während meine Mutter auf den Knien liegt und zusammen mit meinen drei älteren Geschwistern geradezu hysterisch weint und schreit (mein Vater war seit 1943 im Osten vermisst); bis heute weiß ich nicht, was der dunkelhäutige Soldat eigentlich wollte; er redete, aber niemand verstand ihn richtig; er zog nach einiger Zeit unverrichteter Dinge wieder ab oder wurde von einem Vorgesetzten abgeholt. Ein weiteres unvergessliches „Übersetzungs“- Erlebnis war, als ich das mindestens drei Zeilen hohe rote Fragezeichen von Lehrer Schattner auf meinem ersten Aufsätzchen in der Volksschule sah. Wir sollten beschreiben, was der Bauer auf dem Acker tut. Eines meiner Sätzchen, das durch eigene Erfahrung unumstößlich abgesichert war, lautete ungefähr: „Im März zackert der Bauer mit der Zacker.“ Der Lehrer verstand das Wort „Zacker“ nicht! Alle anderen

Kinder in der Otterbacher Bergstraße wussten genau, was die Zacker ist! Der Lehrer verstand eine Menge anderer Wörter nicht, wie mir bald bewusst wurde. Als ich mit zehn in ein katholisches Privatschulwesen in Bruchsal kam, wurde mir endgültig klar, dass ich eine Fremdsprache sprach und jetzt Schriftdeutsch lernen musste. Aus Protest oder um meine pfälzische Identität zu retten, lernte ich mit zehn oder elf sämtliche Verse der *Pälzisch Weltgeschichte* von Paul Münch auswendig. Aber im Laufe der Jahre *genoss* ich die pfälzisch-schriftdeutsche Zweisprachigkeit geradezu. Ich glaube, diese frühe Bildungsgeschichte hat viel mit meiner tiefen Sympathie für afrikanische Studierende zu tun.

Im Altsprachlichen Gymnasium haben wir von Anfang an regelmäßig übersetzt. Lateinische Sätzchen ins Deutsche, deutsche in Latein. „Gallus clamat.“ Herr Kammerer war ein guter Philologe, aber langweilig. Wenn ich einen deutschen Satz vorlesen musste, versuchte ich immer, einen deutlichen Satzakzent auf die falsche Stelle zu setzen, um die Routine irgendwie zu dramatisieren oder um mich wichtig zu machen. „Der Hahn kräht.“ Oder „Caesar zog *mit* seinen Truppen weiter.“ Herr Kammerer grinste dann immer etwas schief, aber er gab keinen weiteren Kommentar dazu ab. Jedenfalls blieb die Übersetzung immer gleich. Heute sehe ich die enge Verbindung zwischen richtigem Lesen- und Übersetzen-Können. Der Griechisch-Unterricht war von anderem Kaliber. Ich freute mich auf die Stunden, wo wir Platon und Homer übersetzen durften. Schuldirektor Dr. Grumer machte mir Sokrates zu einem der sympathischsten Menschen, denen ich je begegnet bin. Und die Auszüge aus Homers *Ilias* und *Odyssee*, die wir übersetzten, hatten im Griechischen einen Klang – „als ob Welle auf Woge und Woge auf Welle in ununterbrochenem Wechsel ...“, oder jedenfalls so ähnlich. Die Übersetzungen mussten möglichst genau sein; gerade das Ungewöhnliche sollte entziffert werden. Dr. Grumer stand oft vor mir – wer drankam, musste damals noch aufstehn – und half dadurch nach, dass er mich mit dem aufgeschlagenen Homer sachte anstupste und sagte: „Es steht doch alles da, man braucht doch nur zu sagen, was da steht!“ Er hatte stupende Kenntnisse der antiken Kultur und Philosophie, und war dabei immer der bescheidenste und leiseste Mensch, den man sich vorstellen kann. Mir tut es bis heute in der Seele weh, dass ich ihn nach dem Abitur nie mehr besuchte. Aber ich glaube, er wusste, dass er einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und mir den Verstehensoptimismus eingepflanzt hatte, den ich bis heute nicht verloren habe.

Nach dem Abitur lautete für mich die Wahl: Journalistik, Germanistik oder Theaterwissenschaft. Ich wählte das Brot- und Lehrstudium Germanistik, Anglistik, Amerikanistik. Die weitere latente Ausbildung zum Literaturübersetzer und Übersetzungstheoretiker fand aber nicht in der Saarbrücker oder Mainzer Anglistik/Amerikanistik statt (auch nicht an der amerikanischen Schule, wo ich als junger Student 1960/61 fast ein ganzes Jahr lang Deutsch unterrichtete; auch nicht in London, wo ich 1963 ein halbes Jahr lang als Stipendiat eine *European Language School* besuchen durfte; auch nicht an der *Alleyne's Boys' Grammar School* in Stevenage, wo ich 1964/65

deutscher Assistenzlehrer war), als vielmehr auf einem unerwarteten Nebenschauplatz: In den mediävistischen Hauptseminaren bei Walter Johannes Schröder. Ich saß mindestens sechs Semester lang, als meist schweigsamer Zaungast eher nur geduldet, in Schröders Haupt- und Oberseminaren, obwohl ich längst meine Scheine hatte. Schröder ließ niemals Referate halten, sondern in jeder Seminarsitzung rund 20 Verse übersetzen, sonst nichts. Man las vor, übersetzte einen Satz, und dann wurde über Formales oder Inhaltliches geredet, über die Änderungen der Wortbedeutungen und Konventionen. Schröder brachte uns sehr eindrucksvoll bei, dass mittelhochdeutsche Texte nicht einfach Texte aus anderen Zeiten sind, sondern aus *anderen Wirklichkeiten*; es sei nicht unsere Realität, dahinter stecke eine völlig andere Denkweise, die uns oft naiv und schematisch vorkomme, die aber im Rahmen der damals geglaubten Realität durchaus Sinn mache; der Bösewicht biege nun einmal nach *links* ab, der Gute nach *rechts*; die empirische Realität sei in der mittelhochdeutschen Literatur nur insoweit relevant, als sie auf angebliche abstrakte Wahrheiten verweise. Ich übersetzte bei und mit Schröder das *Hildebrandslied*, Auszüge aus Heinrichs von Veldeke *Eneit*, Wolframs *Parzival*, *Willehalm*, Hartmanns *Iwein*, *Erec*, Wittenwilers *Ring*. Es war ein Vergnügen, wie Schröder, immer flankiert und assistiert von der brillanten Gisela Holland, die ihn oft auch trocken von einer falschen Fährte zurückholen konnte, die mittelalterliche höfische Wirklichkeit zu rekonstruieren und mit den eigenen Erfahrungen zu kontrastieren versuchte. Seine Kriegserfahrungen flossen immer wieder in seinen, gelinde gesagt, maskulinen Diskurs mit ein. Die eigentliche Übersetzungsproblematik wurde nur gelegentlich angeschnitten, weil ja Schröders enzyklopädische Kommentare die oft etwas schwunglosen Übersetzungsvorschläge anschaulich unterstützten. Aber er war immer bestrebt, die mittelalterlichen Texte nicht nur verständlich zu machen, sondern *in gegenwärtigem Deutsch* lebendig werden zu lassen. Ich erinnere mich an die Diskussion des Problems, wie man der „minneclliche Gawan“ in heutiger Sprache wiedergeben könne. Für meinen Vorschlag, Gawan habe „Glück bei den Frauen“, schenkte er mir aus der Rauchwolke, die ihn meist umgab, ein bärbeißig-anerkanntes Grinsen. Vor ein paar Jahren hörte ich, wie der bekannte Übersetzer Reinhard Kaiser in einem Rundfunk-Interview sagte, die Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen während seines Germanistik-Studiums hätten ihn am besten auf die spezifischen Schwierigkeiten der Englisch-Deutsch-Übersetzung vorbereitet; denn man habe zwar oft dieselben Wörter vor sich, aber die Bedeutung sei doch völlig anders – so wie „frouwe“ nicht „Frau“ sei usw. Ich kann nur zustimmen und – dank Schröder – verstärken: Andere Wörter, andere Wirklichkeiten; entscheidend ist aber, dass die übersetzte Wirklichkeit in *lebendiger* Sprache weiterlebt. Ich begann im Januar 1967 meine mediävistische Promotion bei Schröder und ging im Oktober 1967 nach Germersheim, wo ich Deutsch für Ausländer und Übersetzen für englische Muttersprachler unterrichtete. Ich hatte ab jetzt zuhause einen literarisch-mediävistischen und einen englisch-deutsch-fachsprachlichen Schreibtisch. Dass ich bei Schröder promovieren wollte, war

ursprünglich dadurch begründet, dass er, wie mir Dr. Holland suggestiv versichert hatte, Vorsitzender des Stipendienausschusses war und mir *sofort* ein Volkswagenstipendium verschaffen würde. Andernfalls hätte ich eine Woche nach dem Examen den Referendardienst in Karlsruhe antreten müssen. Schröder verschaffte mir *sofort* ein Stipendium und machte nur die Auflage, es solle ein Thema aus dem späten Mittelalter werden. (Die Betreuung bestand in *einer* Teestunde pro Jahr bei Schröder, was uns *beiden* entgegenkam.) Ich schaute im De Boor nach, wo am wenigsten Sekundärliteratur zu finden war, und stieß auf Ulrich von Etzenbach, einen Prager Hofdichter mit Verbindungen zu einem bekannten italienischen Rhetoriklehrer. Ich hatte die Diss. als geistige Disziplinübung begonnen, aber nach zwei, drei Jahren wurde die Arbeit daran spannend wie ein Krimi, als ich immer deutlicher bemerkte, wie Prag Ende des 13. Jahrhunderts zu einem modernen, kulturverbindenden europäischen Zentrum wurde. Ich bin jetzt noch stolz auf die Menge von textkritischen, ästhetischen, politischen Entdeckungen, die ich in dem 1974 erschienenen Buch *Ulrichs von Etzenbach „Wilhelm von Wenden“*. *Studien zu Tektonik und Thematik einer politischen Legende aus der nachklassischen Zeit des Mittelalters* vorlegen konnte. Mein Lieblingslehrer in Mainz war aber Paul Requadt gewesen, der vor allem als Lichtenberg- und Goetheforscher profiliert war. Er war ein glänzender, künstlerisch-sensibler Lehrer, der in seinen Seminaren und Vorlesungen immer ein Höchstmaß an Belesenheit und Artikulationsfähigkeit forderte. Die *Werther-*, *Wilhelm-Meister-*, *Wahlverwandtschaften-*, *Hölderlin-*, *Trakl-*Seminare und die *Goethe-* und *Moderne-Literatur-*Vorlesungen waren das Beste, was ich an der Universität lernte. Requadt verband in den Textanalysen Philosophie, Soziologie und Literaturästhetik. Für ihn schrieb ich meine Staatsexamensarbeit über *Der Außenseiter und die bürgerliche Gesellschaft in den Dramen Wedekinds*. Warum habe ich nicht trotz allem bei Requadt promoviert, wie er es zwar passiv, aber dennoch selbstverständlich erwartet hatte? Vielleicht schreckte ich als Proletarierkind doch ein wenig vor dem Georgeschen Tonfall zurück? Das Eigenbrötlerisch-Lichtenbergsche („Selber denken!“) habe ich aber gerne von Requadt übernommen und mit ihm bis zu seinem Tod gerne und oft korrespondiert.

Mein Privatleben war inzwischen genauso kompliziert geworden wie meine mediävistisch-translatorische Doppexistenz. Seit 1967 lebte ich in Straßburg mit meiner normannisch-französischen Frau, die ich in England kennengelernt hatte; wir sprachen - mangels Deutsch- bzw. Französisch-Kenntnissen - Englisch miteinander! Erst als unsere kleine Tochter in die école maternelle kam, stieg ich um auf Französisch. Seit 1976 wohne ich im Grenzstädtchen Lauterbourg praktisch auf der elsässisch-pfälzisch-badisch-französisch-deutschen Grenze. Meine Kinder verstehen Deutsch einigermaßen, aber neben ihrer Muttersprache Französisch beherrschen beide besser das Englische; mit meinem elsässischen Schwiegersohn kann ich jederzeit Deutsch sprechen. Meine Alltagsrealität ist so hybrid wie der Grenzort, wo ich wohne, und ich bedauere nur, dass die Normandie und England so weit entfernt sind; Dutzende

Male sind wir mit der Fähre von Cherbourg nach Südengland übersetzt, Pilgerfahrten in eine unserer sprachlichen Heimaten. Wenn meine amerikanische Schwester oder ihre Söhne zu Besuch kommen, habe ich alle Sprachen und Dialekte, in denen ich mich beheimatet fühle, in einem hybriden Schlemmereintopf beisammen.

Zurück zu meinen Schleichwegen in die Übersetzungswissenschaft. Anfang der 1970er Jahre durfte oder musste ich ein Linguistisches Proseminar übernehmen, worauf ich besonders durch Hans Galinskys amerikanistische Veranstaltungen in Mainz fachlich vorbereitet war, obwohl ich damals den strukturalistischen Phonem-, Morphem- usw.-Analysen nichts abgewinnen konnte. Mein Herz gehörte der Literatur, aber der Platz war institutionell besetzt, der Leiter des Germanistischen Instituts ließ mich keinen Millimeter weit in ‚Kulturelles‘ eindringen. Also las ich brav einen riesigen linguistischen Bücherberg weg, begriff auch die geistige Disziplinierung, die in diesen Skelettierungs- und Sortierungsoperationen steckt, bewunderte aber mehr altmodisch-philologische Synthesen wie Porzigs *Wunder der Sprache* oder Wandruszkas *Sprachen, vergleichbar und unvergleichlich*. Ich kaufte auch sehr viele DDR-Bücher, Georg Klaus’ *Sprache der Politik* und dgl. Die Linguistik lief für mich aber als eigene Welt neben meinen Übersetzungsübungen her. Gelegentlich floss eine Wortfeldanalyse mit ein, auch viel Sprachkritisches, aber in der Regel war mir jeder zu übersetzende Text eine eigene Welt mit spezifischen inhaltlichen und sprachlichen Problemen, und der linguistische Zugriff schien mir immer nur an der Oberfläche zu bleiben (so wie beim *Nibelungen*-Seminar Friedrich Bischofs in Mainz oder früher schon bei Hugo Moser in Saarbrücken). Im Rückblick kommen mir die Jahre von etwa 1972 bis 1980 wie ein freudloser Marsch durch die Wüste vor.

1980 kam für mich die Wende hin zu *meiner* Art von Übersetzungswissenschaft, ohne dass ich das damals so empfunden hätte. Ich gründete eine Theatergruppe, die *Uni-Bühne Germersheim*, mit der ich zunächst ein englisches Stück spielte, danach deutsche Stücke, eigene Stücke, eigene Übersetzungen und Bearbeitungen. Ich führte Regie, spielte mit in Haupt- und Nebenrollen, schrieb Lieder zu den Stücken, die mein Kollege Johannes Westenfelder vertonte und brillant am Klavier begleitete. In England an der Schule hatte ich 1965 erlebt, wie der Oxfordianer Paul Fox mit den Schülern eine sensationelle Shakespeare-Aufführung hinlegte. Ein derartiger Projektunterricht war immer mein heimlicher Wunsch gewesen; aber Vorschläge für Übungen wie „Vom Text zur Bühne“ wurden von meinem pedantischen Chef schlicht als nicht zu meinen Aufgaben gehörend abgewiesen. Also pflegte ich das Theater jetzt als mein privates Hobby an der Universität, ohne dass mir je dafür auch nur eine einzige Stunde auf das Deputat angerechnet worden wäre. Ich hatte damit ab 1980 meinen eigenen, völlig unabhängigen Theater-, Lehr- und Forschungsbetrieb! Am Anfang wurde ich zwar von manchen etwas schief angesehen, manche Leute ließen anfragen, ob ich wohl ausgelastet sei usw. Aber sehr schnell fand ich viel Anerkennung und Zuspruch. Die Studierenden waren begeistert, und ich selbst fühlte mich wie neugeboren.

Als ich mir nach der Aufführung von Wildes *The Importance of Being Earnest* die deutsche Reclam-Ausgabe anschaute, schrieb ich dem Verlag, der Text sei lücken- und fehlerhaft und unelegant, ich könne das besser. Da ich das ganze Stück in- und auswendig kannte und auch schauspielerisch draufhatte, war die Übersetzung im Nu fertig und wurde von Dr. Klose gerne übernommen; inzwischen haben die größten Bühnen von Bonn bis Berlin, von Stuttgart bis Wien diesen und andere meiner Texte gespielt.

Beim Einüben eines Theaterstücks mit deutschen und ausländischen Studierenden dringt man viel intensiver in einen Text ein als beim bloßen Übersetzen. Angefangen von der phonetischen Oberfläche (Intonation, Akzent, Timbre, Gefühlsbeteiligung usw.) über die interessanten Divergenzen zwischen Gesagtem und Gemeintem, über die Herstellung von Ambiguität, wenn Körper und Sprache verschiedene Wege gehen, bis zur Bedeutung von Zögern und Pausen und Selbstverrat und kommunikativem Aufbau des Anderen tauchen unendlich viele hochinteressante Dinge auf, die aber nicht als leere Begriffe, sondern körperlich-sinnlich erfahren werden. Der Sitz des Textes im jeweiligen Körper, die sozialen, emotionalen und figuralen Unterschiede der Sprechweise, die Interaktion auf der Bühne und mit dem Publikum: Mir wurde klar, dass im Grunde zu jedem Text eine typische (konventionelle) und zahllose untypische (individuelle) Verkörperungen gehören. Mir wurde auch klar, dass die ganze antike Rhetorik letzten Endes auf die „actio“ hinzielte, und dass die Körperlosigkeit und Unsinnlichkeit der Linguistik und der mir bekannten zerebralistischen Übersetzungstheorien auf unnötigen Selbstbeschränkungen oder Selbstverstümmelungen beruhen.

Der Rest der Geschichte ist rasch erzählt. Von diesen Erfahrungen her stieg ich ab etwa 1988 *kritisch* in die Übersetzungswissenschaft ein. Meine heimliche Parole lautete: Kampf den Reduktionen, es lebe die Komplexität. Mit einem langen polemischen Artikel in *Lebende Sprachen* machte ich mir einige wenige Freunde und viele Feinde, ohne dass ich mich aber weiter um die theoretische Fundierung meines individualistischen Ansatzes groß gekümmert hätte. Ich begann anlässlich einer Neuübersetzung von Wildes *An Ideal Husband* für meine Truppe eher nebenbei die verschiedenen Wilde-Versionen zu sammeln, die es in deutschen Bibliotheken und Theaterarchiven gab. Bei der Gründung der *European Society for Translation Studies* in Wien traf ich erfreut mehrere verwandte Seelen, die in Europa ähnlichen literarisch-übersetzerischen Forschungsprojekten nachgingen, so dass ich mir in Germersheim nicht mehr so isoliert vorkam. Ich musste hier eine ganze Reihe von Namen aufzählen, denen ich mich dank *EST* wissenschaftlich verbunden fühle. Ich wurde mehrmals zum Sonderforschungsbereich *Literarische Übersetzung* nach Göttingen eingeladen, wo ich jeweils meine neuesten Arbeiten zur Diskussion stellen konnte, vor allem über die Themen Ideologie und Übersetzung sowie über Wilde-Versionen im Nationalsozialismus. Auch in Göttingen lernte ich viele Personen kennen, denen ich für geistige Anregungen dankbar sein muss. Als ich im Herbst 1991 auf der Rückfahrt von Göttingen im Projektbericht des SFB las, man habe jemanden auf eine Wilde-Dissertation über *Dorian Gray* angesetzt, beschloss ich, ebenfalls

sofort ein Buch über die deutsche Wilde-Rezeption zu schreiben. Nach ein paar Monaten Arbeit dachte ich zum ersten Mal daran, eine Habil.-Schrift daraus zu machen. Die Arbeit daran war ein pures Vergnügen, flossen hier doch alle die Dinge zusammen, die ich beim Theater gelernt hatte. Aber auch die Sprachwissenschaft kam wieder zu ihrem Recht, da 1985 Peter von Polenz' großes Buch *Die deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens* erschienen war, ein Buch, das endlich den Text bzw. die sprachliche Oberfläche nur als Spitze des Eisbergs betrachtete und die Bedeutung des Subtextes und der notwendigen Leserergänzungen in den Vordergrund rückte. Genaueste Textanalyse konnte ich jetzt verbinden mit den unerlässlichen synthetischen Gesichtspunkten wie Figurensprache oder dramatische Interaktion. Meine Habil.-Schrift, die ich 1993 (mit 53 Jahren!) einreichte, trug den schönen und richtigen Titel *Das Theater der Übersetzer*. Ich war dann so töricht, den Titel für die Veröffentlichung weniger wortspielerisch-mehrdeutig zu machen. Das war sicher ein Fehler, weil das Buch zwar in der Anglistik als Buch über Wilde, aber nicht in der Übersetzungswissenschaft als Buch über Text- und Übersetzungstheorie wahrgenommen wurde. Heute evoziert der Begriff *Übersetzungswissenschaft* (ebenso wie *Sprachwissenschaft*!) bei mir ein völlig anderes Bild als in den 1970er und 1980er Jahren. Ich sehe darin jetzt eine offene Vielfalt von Forschungsmethoden, eine enge Verbindungsmöglichkeit von Theorie und Praxis, eine Synthese von Sprach- und Kulturwissenschaft, eine Fülle von Forschungsaufgaben. Mich selbst interessieren zur Zeit die Herausarbeitung der Übersetzungskonzeptionen bedeutender Übersetzer, die Probleme der Komikübersetzung, die Bedeutung der übersetzerischen Empathie, die Hinterfragung reduktionistischer Theorien, die Skizzierung einer Theorie des literarischen Übersetzens...

Kohlmayer, Rainer (1988): Der Literaturübersetzer zwischen Original und Markt. Eine Kritik funktionalistischer Übersetzungstheorien. In: *Lebende Sprachen* 33, 145-156.

Kohlmayer, Rainer (1996a): *Oscar Wilde in Deutschland und Österreich. Untersuchungen zur Rezeption der Komödien und zur Theorie der Bühnenübersetzung*. Tübingen: Niemeyer (Theatron, 20).

Kohlmayer, Rainer (1996b): Wissen und Können des Literaturübersetzers. Bausteine einer individualistischen Kompetenztheorie. In: Andreas F. Kellertat (Hg.): *Übersetzerische Kompetenz. Beiträge zur universitären Übersetzerausbildung in Deutschland und Skandinavien*. Frankfurt/M.: Lang, 187-205.

Kohlmayer, Rainer (2003): Empathie und Rhetorik. Gedanken zur Didaktik des Literaturübersetzens. In: Matthias Perl / Wolfgang Pöckl (Hg.): „Die ganze Welt ist Bühne“ / „Todo el mundo es un escenario“. Festschrift für Klaus Pörtl. Frankfurt/M.: Lang, S. 417-433.

Kohlmayer, Rainer / Wolfgang Pöckl (2004) (Hg.): *Literarisches und mediales Übersetzen. Aufsätze zu Theorie und Praxis einer gelehrten Kunst*. Frankfurt/M.: Lang.